

Autor und anonymes Auditorium

Neue „Dichterlesungen“ der Schallplatte zeigen beispielhaft einen Wandel im Umgang mit der Sprache

Der Ordinarius, der ex cathedra lehrte, vor Schülern, die mitschrieben, weil es noch keine Bücher gab: tempi passati? Der Dichter, bedeutend über sein Werk gebeugt, von Wasserglas und Blumenglas das Gesicht flankiert, bei der Lesung aus eigenem Schaffen, neugierig von den Hörern beäugt, ehrfürchtig beklatscht: tempi passati? Nein, nur insoweit vergangene Zeit, als das vergängliche Ereignis einer Selbstinterpretation, die im Saale stattfand, im Zeitalter der Konserve nicht mehr zwischen Individuum und Menschen, sondern zwischen dem Selbstsprecher und dem Mikrophon im Studio erfolgt, die Stimme also, auf Magnetophonband oder schwarzer Platte fixiert, verkäuflich ist beim Vertrieb an jedermann.

Hat sich der Entfremdungsprozeß nur technisch vollzogen? Oder teilt sich – beim Abhören einer Reihe jüngst erschienener Sprechplatten – auch ein innerer Wandel im Verhältnis zwischen dem bekennenden Ich und dem fixierten Wort mit, nicht einfach ein Abschiednehmen von der gefühlsmäßig beteiligten Aussage persönlicher Bewegtheit als Distanznahme vom Subjekt? Zeigen sie vielleicht noch mehr: das Gefälle des Mißtrauens in den Kommunikationswert von Sprache überhaupt? Dann wären wir mit der Sprechschallplatte als Persönlichkeitskundgebung am Ende. Dann läse man doch besser den Text, als daß er uns gelesen werde.

Bloch und Benn

Die Zeit, da Schreibende, zur Dichterlesung aufgerufen, sich gleichsam die Brust auf-rissen, ein glühendes Herz ans Auditorium zu vermitteln, solche Zeit können wir eben noch miterspielen, wenn wir den Reden Ernst Blochs, des 1885 geborenen Philosophen, lauschen und folgen. Bloch kommt von der marxistischen Dialektik her, also von These und Antithese, also vom logischen Kampf. In den vier Reden aus den Jahren 1961/68, die der Funk live aufnahm und die man jetzt bei Suhrkamp auf zwei Langspielplatten nachhören kann, hört man aber etwas anderes mit als nur pädagogische Dialektik. Die „docta spes“, die kritische, „kundige“, „fundierte“ Hoffnung, Blochs berühmtes „Prinzip“, ist nicht die Synthese von Antinomien, sondern Idealismus. Glaube an den Menschen, Glaube an die Person. Es ist faszinierend, die – wie Kleist es charakterisierte – „allmähliche

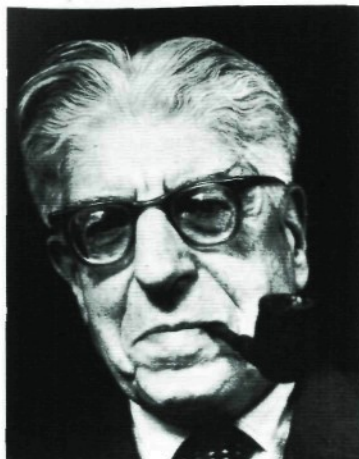
Verfertigung der Gedanken beim Reden“ hier noch einmal mit-„erleben“. Blochs gedankliche Ansätze stoßen immer wieder zu, bis sie das Wort gefunden haben, das mit schließlicher Formulierung die Sache wirklich trifft. Und weil seine Sache die Freiheit ist, spricht er nicht nur frei, er spricht sich frei, frei zum Kampf der Persönlichkeit gegen verfälschte Utopien und mißwachsene Realitäten zugleich. Bloch hat kein Konzept vor sich, aber eine Konzeption in sich. Und nur wenn man genau zuhört, verwechselt man sie nicht mit Konfession. Also immer noch, inmitten einer Themenstellung voller Brisanz, der Professor aber, als Bekenner des Ungewissen, der mit der Logik des Verstands im Labor seines Gewissens als Stein der Weisen „die Hoffnung“ finden will, so irrational sie auch ist.

Gottfried Benn ist nur ein Jahr nach Bloch zur Welt gekommen, sah in ihr indessen keine Hoffnung mehr, sondern den Nihilismus vor sich. In der Skepsis gegenüber allem Fortschritt verzichtete er schmerzlich grinsend auf ein Teilnehmen am Vorhaben, die Verhältnisse verändern zu sollen, er zog sich ins Schneckenhaus der Melancholie zurück. Man hat das schon auf manchen Benn-Platten des Limes-Verlags schlecht und recht abhören können. Die neue Langspielplatte der Deutschen Grammophon macht die ganze Spannung zwischen seiner verachtungsvollen Prosa und kummervollen Poesie zu einem Exempel von Dichterlesung auf der Kippe der Zeiten. Da hängt noch viel Sprachtradition wie Trauerweiden über seiner singenden Seele, sei es nun, daß sie sich in Storm-Klang bemitleidet oder zum Oratorium weitet, nach Goethe-Art Urworte orphisch beschwörend. Und

neben den Blumen des Unmuts der Asphalt des Unmuts, Ptolemäer-Lachen bitterster Erkenntnis der humanen Dekadenz. Und das Verräterische an solchem Handwerk des „Glasbläfers“, der mit seinem Atem zerbrechliche Globen formt: wenn Benn Lyrik liest, schwelgt er in einem Wohlklang, der immer absinkt; wenn er Prosa liest, wird's auf bedeutende Art schnoddrig, wird Realität vor das Gefühl gestellt. alles ist gesagt“ ist das letzte Wort der Platte, er sprach's vorm Mikrophon, vor dem er sich vortrug, ohne auf Publikumsbeschimpfung Anspruch zu machen. Noch immer eine „Dichterlesung“.

Die Mittleren

Mit Günter Grass und Siegfried Lenz, wieder zwei Zeitgenossen, die altersmäßig nur ein Jahr trennt, meldet sich eine andere Generation zum Wort. Aber ihr Wort ist weit entfernt von jenem Allgefühl produktiver Vorwärtsverteidigung, die den politischen Humanisten Bloch mit dem apolitischen Benn und dessen Wort „das Ringen geht in die Schöpfung ein“ untergründig verband. Wenn Günter Grass liest, hören wir auch noch „Gedichte“, doch ihre Bildsprache pflückt sich ihre Blumen nicht vom Friedhof unendlicher Lebewohls, Grass löst „plötzliche Angst“ die Zunge. Statt „Asteren“ und „Anemonen“ besingt er sein Lieblingsgericht „Bohnen und Birnen“, ganz hier und jetzt, Poesie, die sich im Alltäglichen konkretisiert. Da sind die Worte nicht schön, sondern gefährlich geworden. Mehrdeutigkeit der Umgangssprache wird in den Kindermund gelegt, „vereinfacht“, um im Singsang („Kinderlied“) aus dem Spiel der Kehrreime den Erwachsenen den Schrecken über ihre Verkehrtheit einzujagen. Viel klarer als aus einem früheren Schallplättchen „Dich singe ich, Demokratie“ erkennt man jetzt, wie er eine „politische Landschaft“ sieht: die Barzel und der Blessing und Adenau liegen im Naturfeld der realen Geographie, sind Phänomene des politischen Phantasiespiels geworden, nur im Medium der Sprache vereinbart. Und wenn Grass jetzt Prosa liest, hält er auf Sprachdisziplin, auf ein Legato von Erzählerdistanz. In den Stellen aus „Örtlich betäubt“ identifiziert er sich nicht mit den vorgetragenen Meinungen, etwa in Form mimischen Dramatisierens der Streitgespräche. Er gibt seine resignative Skepsis gegen das Extreme kund, indem er Argument und Gegenargument mit aller Toleranz für den Pluralismus wiedergibt. Und man weiß ja, daß in diesem, seinem jüngsten Roman, ähnlich schon wie bei den „Plebejern“ ein faktisches politisches Problem von ihm ästhetisch ausgetragen wird: was wirkt alarmierend, die Tat eines rebellierenden Schülers, seinen Dackel als Protest



Leonard Bernstein, der in diesen Tagen die Wiener Aufnahme des „Rosenkavaliers“ abschloß, wird in der Spielzeit 1972/73 eine Neuinszenierung von Verdis Othello an der Hamburgischen Staatsoper dirigieren.

Neben dem „Fidelio“ dirigiert Herbert von Karajan in seinen diesjährigen Salzburger Osterfestspielen, die am 3. dieses Monats beginnen, Beethovens Tripelkonzert und die Neunte, Mozarts Jupiter-Sinfonie, Straußs Heldenleben und Strawinskys „Sacre“.

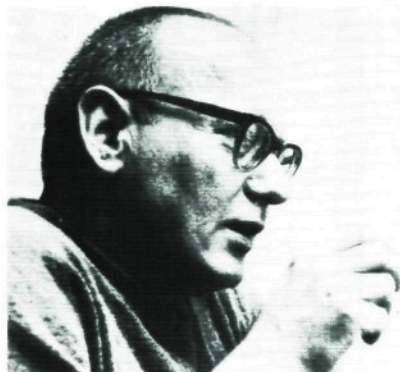
James King wird die Titelrolle in einer Neuaufnahme des „Lohengrin“ singen, die von der Deutschen Grammophon in Koproduktion mit dem Bayerischen Rundfunk in diesem Monat in München produziert wird.



In den Tagen seines Wiener Parsifal-Debüts nahm René Kollo, den unser Bild im Gespräch mit seiner hochdramatischen Kollegin Birgit Nilsson zeigt, eine neue Platte mit Populärklassik für CBS auf. Beim Abschiedskonzert Karajans mit dem Orchester de Paris wird Kollo neben Mirella Freni, Christa Ludwig und Nicolai Ghiaurov in Verdis Requiem singen.

„Musikerziehung während der Pubertätszeit“ ist das Thema einer Tagung des Schweizerischen Musikpädagogischen Verbands, der vom 13. bis 16. April in Schaffhausen abgehalten wird und sich in Vorträgen und Kursen mit den speziellen Problemen des Musikhörens und -unterrichts der heranwachsenden Jugendlichen befaßt.

„Schwedische Musik einst und heute“ heißt ein Sonderheft der Zeitschrift Musikrevy, das anlässlich ihres 25-jährigen Bestehens herausgebracht wurde und jetzt in Zusammenarbeit mit dem Verlag Schott's Söhne, Mainz, in deutscher Sprache vorgelegt wird (Preis: 7,20 DM).



Lesende Dichter aus drei Generationen: oben Ernst Bloch, links Ernst Jandl und unten Peter Handke

gegen die saturierte Gesellschaft vor den Kaffeetanten auf der Kempinski-Terrasse zu verbrennen, oder der literarische Protestsong? Der Hund wird nicht verbrannt. Grass glaubt noch an die Signale des Worts. Und so liest er auch seinen Text, ruhig mit angenehm beherrschter Stimme, der Sprache vertrauend, die ihm im Interesse der Sache alles vermittelt. Und ähnlich distanziert, doch menschlich nah bei der Sache teilt auch Siegfried Lenz sein „Anliegen“ mit. In einer Jugendstrafanstalt muß der Bilderdieb Sigg in der Zelle einen Aufsatz schreiben, weil er in der „Deutschstunde“ weiße Blätter abgegeben hatte. Das preußische Thema „Die Freu-

den der Pflicht“ stimmt für ihn nicht mehr, denkt er an die Zeit, als Vater noch als Gendarm amtierte und den „entarteten“ Maler Nansen (Fall Emil Nolde) wegen verbotener Berufsausübung anzeigte. Pflicht gegen den Staat wie Pflicht gegen die Kunst – das gleiche Wort für eine Alternative, also ein Scheinbegriff, der in der Wirklichkeit sich unentrinnbar aufspaltet zu Freuden und Leiden. Lenz liest die drei Stücke aus seinem Roman erzählerisch, aufzählerisch, additiv von Satz zu Satz die Dinge zeigend, ohne Konjunktivsätze; die Sache soll sich selbst interpretieren, komplizierte Grammatik wäre Interpretation von des Autors Ungnaden. Die Erkenntnis, daß Begriffsbestimmungen in die Unverbindlichkeit von Unbestimmtheitsrelationen getreten sind, überläßt er uns, wohl wissend, daß heute Begriffe, die gestern Gebot waren, in ihrer Befolgung zur Geburt der Tragödie im Absurden führen.

Am Grabe der Vox humana?

Meldete sich der Zweifel am Wort, sobald es die Realitätsaussage zugunsten der Spekulation verläßt, bei den „Mittelalterlichen“, den Männern der Mitte Grass und Lenz schon spürbar an, werden wir bei den Jungen, dem Schweizer Dorfschullehrer Bichsel und dem Experimentator aufs Schweigen zu, Peter Handke, in ein völlig neues Verhältnis zum Wort gestürzt. Bichsel liest auf einer kleinen Luchterhand-Platte aus seinen „Kindergeschichten“. Er spricht, freundlich und harmlos didaktisch Klangeffekte wie vor der Schuljugend nutzend, zwei vertrackte Prosatexte, deren heimtückische Absurdität sich eigentlich erst Erwachsenen erschließt. Seine Eswareinmal-Märchen verkehrt er in Grotesken der Erinnerung: dem Großvater wird das Zurückdenken an den fabelhaften „Onkel Jodok“ zur Besessenheit von einem Wort,



IN EINEM SATZ



Bei den 33. Internationalen Musikfestwochen Luzern 1971 gastieren das Kölner Rundfunk-Sinfonieorchester, die Berliner Philharmoniker und das Israel Philharmonic Orchestra. Die elf Sinfoniekonzerte, die neben Kammermusikabenden, Serenaden, Solistenkonzerten und je einem Programm mit Neuer und Alter Musik veranstaltet werden, stehen unter der Leitung von Paul Kleick, Hans Schmidt-Isserstedt, Karel Ancerl, Dean Dixon, Zdenek Macal, Mario Rossi, Herbert von Karajan, Zubin Mehta, Istvan Kertesz und Josef Krips.

Rossinis „Türke in Italien“ wurde vom ZDF produziert. Giuseppe Patané dirigiert, es singen Oskar Czerwenka, Hermann Prey, Ingeborg Hallstein und Barry McDaniel.

Die Deutsche Oper Berlin wurde von den Edinburgher Festspielen eingeladen, die Uraufführung von Nikolaus Nabokovs neuer Oper „Verlorene Liebesmüh“ (Love's Labour Lost) für die diesjährigen Festspiele zu übernehmen.

Aus Anlaß der Einweihung der neuen großen Orgel der Kathedrale von Chartres findet vom 25. Mai bis zum 4. Juni ein Wettbewerb um den „Grand Prix de Chartres“ statt, an dem sich Organisten der Jahrgänge 1935 bis 1946 beteiligen können. Auskünfte erteilt die Konzertdirektion Franz Günther Büscher, 53 Bonn-Bad Godesberg, Rhodoststraße 1 (Edition Rhodos).

Der 20. Internationale Musikwettbewerb der ARD findet vom 31. August bis zum 17. September in München statt. Er ist in diesem Jahr für folgende Fächer ausgeschrieben: Gesang (Vorsitzender der Jury: Erik Werba), Klavier (Heinz Schröter), Orgel (Karl Höller), Bratsche (Hermann Reutter), Trompete (Wolfgang Stresemann), Duo Violine-Klavier (Carl Seemann).

Die Stadt Marl hat für 1971 drei Kammermusikpreise in Höhe von 2500,-, 1500,- und 1000,- DM gestiftet. Sie werden für neue Kammermusikwerke vergeben, die den technischen und musikalischen Möglichkeiten Jugendlicher angepaßt sind und als Anregung für das Zusammenspiel im Bundeswettbewerb „Jugend musiziert“ dienen können. Beteiligen können sich alle deutschen oder in Deutschland lebenden Komponisten bis zum Alter von dreißig Jahren. Auskünfte: Kulturamt der Stadt Marl, 4370 Marl, Rathaus.

das zuletzt sich gar nicht mehr auf eine bestimmte Person bezieht: „Jodok“ bedeutet alles, Tisch, Essen, Mitmenschen: Großvaters Vokabular ist auf einen Nenner gebracht, der wiederum als Unendlichkeitszeichen für eine Fiktion steht. Oder: ein Gedächtniskünstler, der alle Zuganschlüsse des Fahrplans im Kopf hat, verpönt das Sinnenvergnügen wirklichen Reisens als unnötige Zeitvergeudung. Er, von Zahlen und vom Zählen besessen, wird zur Kunstfigur der Abstraktion. Und Bichsels Erzählersprache bedient sich der Worte nur, um das Ungreifbare im Begrifflichen bloßzustellen.

Aus solchem Verwirrspiel mit dem Chamäleon Sprache hat Peter Handke eine ganze Theorie entwickelt, für die er auf einer Langspielplatte Exempel gibt. Nicht wie Bichsel gerade aus der Naivität des netten Vortrags das Abstruse der Vorgänge hinterhältig unterstreicht, liest Handke so unpersonlich, wie ihm möglich, seine Texte ab. Seiner Lehre von der Sprachentfremdung zwischen Mensch und Mensch sucht er bis in den Sprechgestus seiner Demonstration hinein zu entsprechen. Jedes Wort, unterrichtet er uns in humorlosem Ernst, gilt nur für das Subjekt, das seine eigenen Erfahrungen und Assoziationen damit verknüpft, ist mithin für eine Kommunikation funktionell unnütz. Verwendet man indessen für eine „Lebensbeschreibung“ eines fiktiven Mitmenschen die gängigen Floskeln unserer Klischeecharakterisierungen, entsteht aus solcher Collage zureichender Trivialität eine Außenweltfigur von totaler Existenzlosigkeit. Die Sprachsubstanz ist für Handke hin – womit er in etwa die Schulweisheit eines großen Dichters vor 100 Jahren neu formuliert hat, der nämlich sagte „Worte sind dazu da, daß sich die Menschen mißverstehen“. Daß dieser Dozent der verlorengegangenen Tragfähigkeit der Sprache dennoch mit sanfter Eindringlichkeit eine Platte mit Worten füllt, ist der extreme Widerspruch in sich selbst, die Selbstwiderlegung, weil er gleichsam mit dem Kriegsruf „Tod dem Tode“ für das Leben der Sprache Zeugnis ablegt.

Das Wort als Lautträger

Man wäre mit Handkes aus der puren Theorie entwickelten Doktrin von der Sinnentfremdung unserer Sprachmittel an einem Ende auch für die Wortschallplatte angekommen, pflanzte nicht am Grabe der Vox humana einer ein neues Prinzip Hoffnung auf: Ernst Jandl. Und als wolle dieser experimentierende Avantgardist auf dem Rückweg über die dialektische Romantik Professor Blochs, über die Dadaisten und Morgenstern, der die Logik im Absurden praktizierte, wieder Anschluss finden an die Klangquellen unserer Vollromantiker, denen ein „Lied in allen Dingen schlief“ (womit der Kreis sich also schließt), ist dieser Ernst Jandl tatsächlich auch wieder Professor. Was er – nach seiner Wagenbach-Platte „Laut und Luise“ – jetzt auf einer kleinen Luchterhand-Platte aus dem Gedichtband „Der künstliche Baum“ vorträgt, sollte man nicht für Ulk nehmen. Er macht nämlich folgendes: er nimmt das Wort nicht mehr beim Wort, als Sinnträger also, sondern als Lautträger. Da aber jede gebräuchliche Vokabel vieldeutig geworden ist, geht er über Handkes Verzweiflung konsequent hinaus: er kehrt dem bekanntesten Glaubenssatz des christlichen Abendlands: „Im Anfang war das Wort“ durch eine schrittweise Lautverschiebung der Konsonanten und Vokale in einen morgenländischen Sound, gleichsam in ein „Chinesisch“ an Unverständlichkeit. Und er erfindet, mit einem Quasi-Esperanto aus babylonischer Sprachverwirrung aller möglichen Idiome neue Wörter, die in ihrer dynamischen Reihung und Variation zwar keinen Sinn, aber eine Emotion in uns auslösen. Es kann sogar mit ganz wenigen Konsonanten und

gute nacht gedicht
(gehaucht)

```
s-----
s-----c-----h
hü-----
u-----
o-----
a-----
i-----
(i)s-----c-----h
s-----
hu-----
(u)s-----c-----h
f-----
b-b-b-b-b-b-b-b-b-b-b-b-b-b-b-b
bs-----
```

Jandl: Poesie mit sprechendem Atem

noch weniger Vokalen ein vierzehnzeiliges „gute nacht gedicht“ hauchen, so daß nur der Atem „spricht“. Man versteht plötzlich: das Kauderwelsch Jandls hat – gleichsam ein verbaler Jazz – Laute in Melodien und Rhythmen eines gesprochenen Ton-Gedichts transponiert. Alles ist phonetisch empfunden, nicht am Schreibtisch auskultiviert, sondern vom Mund her erprobt. Solche „Texte“ kann man nicht lesen, sie wollen, sie sollen gehört werden. Und Jandl ist – ein Orchester präziser Klangwirkungen – der unübertreffliche Interpret einer neuen Poesie, die uns weniger anspricht als anklingt. Clemens Brentano hätte ihn sofort begriffen.

Noch scheint, wenn wir die Stellenwerte dieser sieben Sprachmächtigen und -ohnmächtigen im ganzen Entwicklungsbogen solcher Schallplattenanalyse markiert haben, sich uns der Weg vom Auditorium Maximum in den Selbstversuch des Menschen mit der Sprache verengt zu haben. Doch durch den Multiplikator Schallplatte, zum Teil überhaupt nur durch diese möglich, läßt sich eine Kurve für die Krankheit wie für die Heilung der Sprache diagnostisch nachverfolgen. Die Sprechschallplatte wird zum Dokument einer Bewußtseinsverschiebung im Umgang mit dem Wort. Die Selbstinterpretation eines Autors stellt dank der Abhörergebnisse die Forderung an uns neu: Erkenne dich selbst. Denn das anonyme Auditorium sind wir.

Diskografie:

Es spricht Ernst Bloch: vier Reden (Widerstand und Friede, Über die Hoffnung, Atheismus im Christentum, Der Mensch unter christlichen und unter marxistischem Aspekt)
Suhrkamp-Verlag (2 M 30)

Gottfried Benn liest Benn: Prosa und Gedichte
Deutsche Grammophon 1044036 (1 M 30)

Günter Grass liest aus „Örtlich betäubt“ und Lyrik
Deutsche Grammophon 2575002 (1 SM 30)

Siegfried Lenz liest aus dem Roman „Deutschstunde“
Deutsche Grammophon 1140046 (1 SM 30)

Peter Bichsel liest: Der Mann mit dem Gedächtnis: Jodok läßt grüßen
Luchterhand-Verlag 7 PAL. 60.210 M (1 M 17)

Peter Handke liest aus „Die Innenwelt der Außenwelt der Innenwelt“
Deutsche Grammophon 1140045 (1 SM 30)

Ernst Jandl liest Sprechtexte aus „Der künstliche Baum“
Luchterhand-Verlag 7 PAL. 60.159 M (1 M 17)